



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

Elisa Albert

Was ist in dieser Nacht so anders?

Erzählungen

Aus dem Englischen
von Miriam Mandelkow

Deutscher Taschenbuch Verlag



Der Inhalt dieses Buches wurde auf einem nach den
Richtlinien des Forest Stewardship Council zertifizierten
Papier der Papierfabrik Munkedal gedruckt.

Deutsche Erstausgabe
März 2010
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Die englische Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
›How This Night Is Different‹
bei Free Press, New York
© 2006 by Elisa Albert
Published by arrangement with Elisa Albert
Das Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen
© 2010 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlaggestaltung: gray318
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Stempel Garamond 10,25/13,25
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24749-8

Für meine Mutter und meinen Vater,
Elaine und Carl

Now maybe there's a God above
but all I ever learned from love
is how to shoot at someone who outdrew you.

Leonard Cohen, »Hallelujah«

Die Mutter ist immer besorgt

Die blutdürstige Gesellschaft knabberte Rohkostschnitze und wollte endlich was erleben. Der achte Tag nach der Geburt, komme, was wolle, ein Dienstag. Die Gäste mussten bald zur Arbeit.

»Wir sollten wohl mal in die Gänge kommen, oder?« Rich stand unvermittelt neben Mark am Rand des tiefer gesetzten Wohnzimmers und biss anspielungsreich die Spitze einer Babykarotte ab. »Wo ist der Kleine?«

Gute Frage. Mark hatte durch eine Wolke aus Schlafmangel wahrgenommen, dass Beth samt Baby fehlte, und sich in Zeitlupe in Bewegung gesetzt, um sie aufzuspüren, bevor er in einem Nebel der Erschöpfung, dem einlullenden Gedröhn seines Wohnzimmers, dem farbenfrohen Arrangement aus Gemüse und Dips und dem beharrlichen Gellen seiner Mutter sein Ziel aus den Augen verloren hatte.

»Mein Kind mit einem Kind!«, krächte Shirley durchs Zimmer und wedelte mit ihrem Mimosa-Cocktail. Sie war außer sich, hatte den frühen Morgen damit zugebracht, den winzigen Lucas, der nur mit großen Augen ins Leere starrte, seine Patschehändchen ballte und das hungrige Vogelmäulchen aufsperrte, mit *Bubbe, Bubbe, Bubbe* zu begurren.

»Hab vergessen, sie zu finden«, sagte Mark. Wie angenehm die wohlgesetzten Fs in seiner Antwort ausdrückten,

wie er sich fff-ühlte. Er war vvv-ollkommen fff-ertig. Ungefähr fünf Stunden Schlaf insgesamt, seit er vor einer Woche Vater geworden war.

»Alles klar bei dir?« Rich gab ihm einen herzhaften Klaps auf den Rücken, joviale burschenschaftliche Anteilnahme. »Du siehst scheiße aus.«

Mark atmete tief ein und sandte einen fruchtlosen Blick nach Frau und Kind aus. »Danke.«

»Ich hab gesehen, wie Schlotter McSchnippschnapp sich einen kleinen Manischewitz genehmigt hat. Ernsthaft. Diesen Typen lässt du an meinem Neffen rumschnippeln?«

Als der Mohel, ein koboldhafter alter Mann mit grauem Bart, vor einer halben Stunde seinen Klapptisch aufgestellt und fein säuberlich die blitzenden Instrumente zurechtgelegt hatte, war Mark von unerwarteter Zuneigung ergriffen worden. Jetzt stand der Mann wartend am Buffet, sah dabei ein bisschen einsam aus, wie nur stille, untersetzte, sehr alte Männer aussehen können, und fuhr leicht zusammen, wann immer Shirley ihre großmütterlichen Freudenjuchzer ausstieß.

»Halt die Schnauze, Rich.«

»Ich mein ja nur.«

»Schnauze.« Für Mark war es ein gutes Gefühl: einen ganz neuen Menschen produziert zu haben, während sein älterer Bruder noch immer seine Eigentumswohnung abbezahlte, wilde Bierpartys schmiss und auf dem Sunset Strip drittklassigen Sternchen an die Wäsche zu gehen versuchte. Rich warf sich noch eine Babykarotte in den Mund und kaute.

»Hallo, Onkel Richie«, quietschte Shirley leicht schwan-kend und kicherte. »Und Daddy Mark!« Sie hob ihre Sekt-flöte und kippte den Inhalt hinunter. »Le chaim! Wo? Ist? Mein? Enkel!«

»Versteckt sich vor dem Mann mit dem Penisring und der Schere, verständlicherweise«, sagte Rich. Mark schubste ihn heftig, wobei der Ranch-Dip, den Rich vorsichtig auf einer Tortilla balanciert hatte, über Richs Poloshirt spritzte. Es war eine gründliche Sauerei. Und warum tischten sie überhaupt morgens um halb neun Rohkost und Chips auf? Alles wirkte völlig daneben. Rich schubste Mark zurück, aber sanfter, mitfühlender. Was so viel heißen sollte wie: Schon gut, Alter, du hast ein Kind in die Welt gesetzt, das ist nicht schlecht. Weiter so.

»Jungs.« Shirley beugte sich wimpernklimpernd zu ihnen. »Wie findet ihr Henry?« Ihre neueste Errungenschaft, ein raubeiniger selbst ernannter »Geschäftsmann« mit waschechtem Cowboyhut und einem silberglänzenden Lexus. »Süß, oder?« Shirley war sogar noch umtriebiger als Rich.

»Mom, mach doch mal kurz Pause mit dem Sekt!«

Shirley trug einen zu engen, zu grellen, zu weit ausgeschnittenen türkisen V-Pullover, unter dem ihr knochiger Möchtegernbusen sich hob und senkte. Mark fühlte sich auf einmal wie der Vater aller Menschen in diesem Zimmer, aller Menschen auf der Welt. Das Bedürfnis, sich auf den Fußboden zu legen und die Augen zu schließen, schwappte über ihn wie eine Woge.

»Sandy Weinstein hat gefragt, was ein nettes jüdisches Baby mit einem Namen wie Lucas zu schaffen hat«, übermittelte Shirley mit leiser, verschwörerischer Stimme. »Sie hat gesagt: ›Lucas. Wie neutestamentarisch.‹ Da habe ich ihr gesagt, die ultrarechten Christen sind die besten Freunde Israels, und sie soll den Mund halten.« Worauf Shirley fröhlich gackerte. Auch sie hatte sich natürlich zunächst ein bisschen über den Namen empört, war aber froh, dass sie zumindest einen Namen mit L gewählt hatten – für Lou.

»Mom, hebräisch heißt er Lev, für Dad.« Lou Roth war

jetzt fast fünfundzwanzig Jahre tot. Hodenkrebs mit achtunddreißig, der Arme. Der Verlust des Vaters hatte allerdings vor allem deshalb schwer gewogen, weil ein Vakuum entstanden war. Mark hatte den Tod seines Vaters nicht unbedingt als traumatisch in Erinnerung – Rich und er waren einfach für ein paar Wochen zu Verwandten gebracht worden. Es war vielmehr sein Fehlen, das sich bemerkbar machte, Lous Abwesenheit, die über allem schwebte. Der Typ war einfach nie, niemals dagewesen.

Beth hatte gehofft, das Baby nach ihrer Großmutter Rose nennen zu können, die den Nazis entkommen war und bescheidenen Ruhm für einen schmalen Gedichtband gerntet hatte, dem der historische Kontext echte Kritik erspart hatte. Schließlich aber hatte Lous Geist das Tauziehen der Tragödien für sich entschieden. Ihn hatte der Tod in der Blüte seiner Jahre gefällt, er hatte seine Kinder nicht aufwachsen sehen, war seines Lebens beraubt worden. Grandma Rose hatte ein langes Leben gehabt und acht Enkel kennengelernt, von denen bereits drei nach ihr benannt waren. Dem Holocaust zum Trotz war Lou eindeutig der Sieger. Sie hatten Leonard erwogen, Lew, Lawrence, Lance, und hatten sich schließlich für Lucas entschieden, weil Beth in der Highschool einen Luke gekannt hatte, der, wie sie es ausdrückte, ein leckeres Bürschchen gewesen war. Lev würde, angefangen mit dem heutigen Tag, hin und wieder zeremoniös bemüht werden: zu Lucas' Bar Mitzwa, seiner Hochzeit und schließlich seinem Tod.

»Ach, na ja«, sagte Shirley, »er ist gesund, das ist die Hauptsache. Mir jedenfalls ist es schnuppe, dass er nach einem Apostel benannt ist. Er hat zehn Finger und zehn Zehen, basta.«

»Und bald keine Vorhaut mehr«, sagte Rich selbstzufrieden. Sie zwinkerten ihm zu.

Mark atmete tief ein, schlug die Hände vors Gesicht und rieb kräftig. »Naaa gut.« Klopfte sich mit beiden Handflächen auf die Wangen wie in einer Werbung für Aftershave. »Fein, prima. Gut. Bestens. Plaudern wir ein andermal weiter.«

In der Küche, wo Beth auch nicht war, packte eine aschblonde Frau mit gesträhntem Vokuhila Mark am Arm. An der Innenseite ihres Handgelenks war ein kleiner Schnuller tätowiert, der unter einer Ledermanschette hervorlugte. Unwillkürlich starrte Mark diesen Schnuller an, der sich neben einer fetten Vene die weichste und schönste Stelle gesucht zu haben schien, die man sich nur vorstellen konnte, und wandte schnell den Blick ab. Eine Erektion regte sich. Am Kühlschrank hinter ihnen prangte wie ein grinsendes Gesicht Beths Aufkleber ABTREIBUNG MUSS LEGAL BLEIBEN. Seine Erschöpfung kam dem LSD-Trip damals im Sommer nach dem College ziemlich nahe; alles schwappte und schwebte, alles verwandelte sich in andere Dinge, die sich wiederum in andere Dinge verwandelten undsoweiter.

»Wo ist sie?«

»Hallo.« Er reichte ihr eine müde Hand. »Ich bin Mark.«

»Kimberly. Wir kennen uns. Aus der Gruppe.« Ach ja. Scheiße. Beths Natürliche-Geburt-Schrägstrich-junge-Mütter-Gruppe.

»Stimmt, ja. Hallo.«

Die Gruppe war für Beths Schwangerschaft ungemein wichtig gewesen, pausenlos hatte sie davon erzählt, von den polyzystischen Eierstöcken der einen und der blödsinnigen Schwester der anderen, die sich einem grauenhaften Kaiserschnitt zu unterwerfen gedachte. »Die Geburt ist kein medizinisches Problem«, hatten sie allesamt immer wieder wie ein Mantra hergebetet, »die Geburt ist ein natürlicher Vorgang.« Einmal pro Woche widmete sich Beth Visualisie-

rungsübungen, sprach über den heiligen Raum, den sich die jungen Mütter schaffen müssten, und brachte die aktuellsten Infos über die besten Doulas der Stadt mit. Als Beth im sechsten Monat war, gab es eine Jungfrauen-Cocktailparty mit durchweg schwangeren oder stillenden Frauen, und Mark hatte sich ziemlich unbeliebt gemacht, als er laut darüber nachdachte, ob sich die Männer nicht vielleicht ein, zwei Bierchen genehmigen könnten, schließlich seien sie ja nicht schwanger. Allerdings, so hatte Beth ihm auf der Heimfahrt zischend auseinandergesetzt, könne ein werdender Vater zumindest so tun, als wäre er schwanger. Was mit ihm los sei? Er habe sie blamiert, er habe sich selbst blamiert.

»Meinst du, das ist lustig?«, hatte sie ihn gefragt und auf ihren vom Sitzgurt eingeschnürten großen Bauch gedeutet. »Meinst du, ich würde nicht auch gern einen Wein trinken? Meinst du, wir fühlen uns wohl?« Genau das hatte er, ehrlich gesagt, angenommen. Immerhin war es doch ein natürlicher Vorgang, oder nicht? Irgendwie war er auch neidisch gewesen auf den Raum in ihr, der leer gewesen und nun gefüllt war. Sie sah aus wie ein Gemälde, strahlend. Als er ihr das sagte, schnaubte sie.

»Aber ja, Mark, ich fühle mich pudelwohl. Ich habe keine Fußgelenke mehr, tropfe aus dem Hintern und darf kein Sushi essen. Herzlichen Dank fürs Schwängern. So ungefähr lässt sich meine weibliche Existenz zusammenfassen, und die habe ich allein dir zu verdanken.«

Hormone, hatte sich Mark gesagt. All die Schwangerschaftsratgeber, die Was-Sie-erwartet-wenn-Ihre-Frau-ein-Kind-erwartet-Bücher, warnten vor den ominösen Hormonen. Das hatte er sich zu seinem persönlichen Mantra erkoren: Hormone, Hormone, Hormone. Das Vertrauen darauf, dass sie nicht wirklich meinte, was sie in diesen Monaten sagte, war ihm zu einer Art Religion geworden.

Wenn sie wegen schmutzigen Geschirrs ausflippte, tobte und heulte, sie könne nicht immer alles alleine machen und wie solle sie sich bitteschön bald um *zwei* Babys kümmern, entschuldigte sich Mark, nahm sie in den Arm und dachte: Hormone. Als sie im siebten Monat für eine Woche zu ihrer Mutter zog, unsicher, ob sie »die Erziehung dieses Kindes wirklich mit ihm teilen« wolle, hatte er es einfach lächelnd ausgesessen, hatte ihr einen Geschenkgutschein für Schwangerschaftsmassage gekauft und so getan, als sei alles normal.

Er hielt an der Überzeugung fest, dass sie ihn eigentlich liebte, gern schwanger war und die bevorstehende Mutterschaft genoss, auch wenn das alles angesichts ihrer Feindseligkeit so plausibel wirkte wie der Kreationismus.

Kimberley sah ihn an, als hielte sie es durchaus für möglich, dass er Beth gefesselt in den Keller gesperrt und das Kind den Hunden zum Fraß vorgeworfen hatte.

»Also, wo ist sie?« Ach, natürlich, jetzt fiel es ihm wieder ein. Wie hatte er sie vergessen können? Das war ja Kimberley, deren Freundin Lynda das Kind eines Samenspenders erwartete – eines zwei Meter großen Samenspenders mit blondem Haar und grünen Augen, einem IQ von 175 und weder Krebs noch Herzkrankheiten in der Familie, wie Beth ihm nach einer Gruppensitzung vorgeschwärmt hatte, seufzend wie eine Zwölfjährige beim Aufschlagen des Posters in »Teen Beat«, voller Wollust ob der tadellosen genetischen Anlagen. Stell dir vor! Stell dir mal vor, was die für ein fantastisches Kind bekommen!

»Ich gehe sie suchen«, sagte er. Er hatte sich noch nicht daran gewöhnt, dass aus dem einen Menschen Beth jetzt zwei geworden waren. Bei jedem Blinzeln musste er die Augenlider gewaltsam aufsperrern. Bitte, jammerte sein Hirn, nur ein kleines Nickerchen. Bloß ein paar Sekunden.

Eine Minute. Er versuchte es mit Munterkeit. »Schließlich müssen wir ja mal in die Gänge kommen.«

Kimberley, deren Freundin Lynda einen strammen kleinen Hitlerjungen gebären würde, sah ihn angewidert an – Kimberley, die Beth das letzte halbe Jahr unentwegt auf die Pelle gerückt war wegen dieses barbarischen Rituals, dessentwegen sie heute hier versammelt waren, das heute hier an ihrem Kind von der Hand eines kleinen, zitternden Mannes vollführt werden sollte, der auffälligerweise, glücklicherweise keinen Mimosa in der Hand hielt.

»Sie will das nicht«, sagte Kimberley.

»Was?«

»Sie will das nicht. Du hast sie dazu gedrängt, und sie will das gar nicht. Das ist ein echt krankes Ritual. Es gibt keinen medizinischen Grund, Lucas einer so schmerzhaften und einschneidenden Prozedur zu unterziehen.« Sie hakte die Daumen in die Gürtelschlaufen und schob eine Hüfte vor, stolz, dachte Mark, ihr Pharisäertum zu verspritzen. Was ehrlich gesagt nicht dazu beitrug, seine Erektion zu bändigen. »Das ist so unglaublich egoistisch von dir, einem Kind deinen Glauben aufzuzwingen.«

»Kimberley? Danke. Ich glaube, wir sind unterschiedlicher Meinung. Belassen wir's dabei.«

»Egal.« Sie schüttelte den Kopf. »Wenn du halt nicht anders kannst, als seinen Penis umzuoperieren, dann hättest du es wenigstens im Krankenhaus erledigen lassen können. Statt daraus eine barbarische öffentliche Veranstaltung zu machen, wo alle drumherumstehen und jubeln sollen oder was.«

Um ein Haar hätte er irgendetwas Scherzhaftes gesagt wie »Lady, ganz ruhig, immer locker, schau mich an! Ich habe auch noch die Kurve gekriegt!«, konnte aber gerade noch an sich halten (hihi), auf sein eigenes rituell beschnittenes Or-

gan zu verweisen. Hatte er tatsächlich die Kurve gekriegt? In der Highschool hatte er eine hochnotpeinliche Neigung zu nicht ganz alltäglichen Pornoheften entwickelt, die er unter seinem Bett verwahrte, wo sie schamesrot und kohlenheiß glühten, bis Shirley sie entdeckte. Auf dem College hatte er sich einen Tripper eingefangen und an eine Freundin weitergereicht, die sich im Zorn von ihm trennte, nachdem sie fast alle ihre Freundinnen und deren Freundinnen gewarnt und somit gründlich seine Chancen zunichte gemacht hatte, mit der Hälfte aller Mädchen in seinem Kurs zu schlafen. Er hatte Beths Vorgängerin zutiefst und wahrhaftig geliebt und ganz ohne Not ihre beste Freundin gevögelt. Er hatte Beth einige Monate vor der Hochzeit geschwängert, was eine voreheliche Abtreibung erforderte, die Beth derart verstörte, dass sie ihn beinahe doch nicht geheiratet hätte. Man könnte behaupten, er habe die Kurve nicht so recht gekriegt. Man könnte behaupten, er habe seinen Schwanz über die Jahre von Darth Vader bekehren lassen und dessen Kräfte eher zum Bösen als zum Guten genutzt. Und jetzt ging es darum, Zweck und Gestalt an die neue Person weiterzureichen, die er damit geschaffen hatte.

Er spielte seinen einzigen Trumpf aus. »Hör zu, Kimberley, wir kennen deine Haltung zu diesem Thema, aber es geht hier um unsere Religion, und das ist etwas sehr Persönliches.« *Ha-ha*. Da hast du's, du gojische Lesbe. »Ich gehe jetzt Beth suchen. Wahrscheinlich stillt sie ihn gerade oder so.« Er wandte sich zum Gehen in dem Bewusstsein, typisch, unvermeidlich distanziert geklungen zu haben, als hätte er mit diesem Vorgang nichts zu tun. Kimberly und Lynda würden seine jämmerlichen halbglatzigen Einsfünfundsiebzig mit einem Stammbaum, durch den sich die genetischen Krankheiten nur so durchfressen, bestimmt liebend gern mithilfe ihres finanzschwachen, über einem

eselsohrigen ›Hustler‹ onanierenden Nazis aus der Weltgeschichte melden.

»Egal«, sagte sie zu seinem Rücken. »Sein Penis sieht bald genauso aus wie deiner, Glückwunsch.«

Marks einst geliebter älterer, verkommener Cousin Michael kam gerade von der Toilette und zog seinen Hosenschlitz zu. »Passiert hier bald mal was? Ich muss nämlich um zehn bei einer Besprechung im Valley sein.« Michael arbeitete für einen Medienkonzern, den Beth »Satan Incorporated« nannte. Er hatte zu Marks ansonsten völlig zahmem Junggesellenabschied ein halbes Dutzend Stripperinnen engagiert, worauf ihn Beth, als sie davon Wind bekam, zur Schnecke gemacht hatte – das unwiederbringliche Ende einer Mentorenbeziehung, die vor gar nicht so langer Zeit die zuerst von Lou und dann von Rich, diesem kompletten Flachwischer, gerissene Lücke gefüllt hatte.

»Sehr bald. Muss Baby finden. Dann los.«

Michael legte die Handflächen aneinander und verbeugte sich.

»Ah ja, Markus-san. Brauchen kleinen Jungen für Penisritual.« Er stieß eine Faust in die Luft. »Findet kleinen Jungen!«, und schüttete sich aus vor Lachen.

»Ich arbeite dran«, sagte Mark. Michael ging in die Küche und nahm Kimberley in Augenschein. »Na?«

Beth war nicht im Wohnzimmer. Beth war nicht in der Küche. Beth war weder im Flur noch auf der Toilette. Dieses Haus, ihr erstes, erworben mit einer dreißig Jahre laufenden Hypothek und Krediten von Shirley und Beths Eltern, war im Grunde genommen gar nicht groß genug, um eine derart ausgedehnte Suche zu rechtfertigen. Mark warf einen Blick ins Schlafzimmer mit dem Wandteppich über dem Bett und der einzwanzig großen Wasserpfeife hinten im Kleiderschrank.

»Findest du nicht, wir sollten allmählich mal umdekorieren?«, hatte Beth ihn vor einigen Monaten gefragt. Sie lag auf dem Bett, der Bauch wurde gerade sichtbar.

»Warum?«, fragte er ganz unschuldig.

»Darum, Mark. Ich bekomme ein Kind, hier. Kapiertst du? Ein neuer Mensch kommt hierher, für den wir verantwortlich sind. Wir setzen jemanden in die Welt, und es ist unsere Aufgabe, ihn nicht völlig zu verkorksen. Kapiertst du das?« Da fing sie hemmungslos an zu schluchzen.

»Schatz, natürlich. Schon gut, keine Sorge, wir machen, was immer du willst.« Hormone, Hormone, jawohl.

Sie hatte wild zum Wandteppich und den IKEA-Regalen gewedelt. »Hier sieht's aus wie in einem beschissenen Wohnheim, das ist doch schwachsinnig. Wir können keinen Menschen in die Welt setzen. Scheiße, Mark?« Sie hatte das Gesicht im Kopfkissen vergraben, unzugänglich für Marks Beschwichtigungsversuche. Hormone, Hormone, Hormone.

Sandee Stern (Stanford-Absolventin, wohnhaft in Silverlake, Sozialarbeiterin an der Schule, Frau von Stew und wegen ihrer durch und durch alliterierten Biografie Marks Lieblingsteilnehmerin aus der Gruppe) saß auf dem Ehebett und stillte die einen Monat alte Sophie.

»Hi, Daddy!«, sagte Sandee, bevor er sich in den Flur flüchten konnte. So genannt zu werden, selbst im Scherz, jagte ihm Schauer über den Rücken, echte Schauer, rauf und runter. »Ist es vollbracht?«

»Nein, noch nicht. Uns fehlt ein Hauptdarsteller.«

Am Ende des Flurs war die Tür zum Kinderzimmer (bis vor drei Monaten noch das »Büro«) geschlossen. Bingo.

»Beth?« Er klopfte zweimal. Nichts.

Aus dem Wohnzimmer war Shirley zu hören: »Gestern! Ich könnte schwören, Marks Brit sei gestern gewesen. Wo

ist die Zeit geblieben? Ich weiß! Ich bin jetzt Oma!« Er konnte sich ihren Gesichtsausdruck dabei bestens vorstellen: weit aufgerissene Augen, die geschminkten Lippen um die lasergeweißten Zähne gespannt. Henry stand wahrscheinlich neben ihr, den Arm gerade so lasziv um sie geschlungen, dass er deplatziert wirkte, während die Finger Rippen und Brustansatz unter dem zu engen Pulli streiften. »Nicht üppig bestückt«, hatte Shirley Mark vor einigen Wochen anvertraut, »aber er ist sehr zärtlich im Bett.«

»Mom«, hatte er gefleht, »bitte. Bitte.«

Mark drückte die Fingerspitzen gegen das hohle Furnierholz und legte die Stirn an die raue, ungestrichene Tür. Die Glühbirne über ihm war vor einigen Tagen durchgebrannt, sie auszuwechseln hatte jedoch nicht unbedingt zu Marks oder Beths Prioritäten gehört. Nicht der schlechteste Ort für ein kleines Nickerchen. Mark gestattete sich, ganz kurz die Augen zu schließen, nur eben diesen euphorischen Moment zu erleben. Was für eine Gnade, bei diesem einen kümmerlichen Sinnesorgan den Schalter umzulegen.

»Beth?«, brachte er gerade noch kraftlos heraus. »Hey. Schatz?«

Er drehte den Türknauf. Abgeschlossen.

»Alles ist gut?« Der Mohel stand hinter ihm. *Mohl* laut Shirleys Aussprache, wie *Kohl* und *Wohl*. Er war mindestens achtzig, war aber von der Schwesternschaft der Synagogen als *der* Vorhautentferner der Stadt wärmstens empfohlen worden. Ein Mohel in vierter Generation, laut Shirley. Was nach osteuropäischen Maßstäben wohl in etwa einem Kennedy entsprach.

Mark drehte sich um und nickte kurz. »Ja, bestens.« Da er praktisch ohne Vater aufgewachsen war, wurde Mark in Gegenwart älterer Männer immer ein bisschen nervös;